

Leseprobe aus:

Beat Glogger

Lauf um mein Leben



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Beat Glogger, geboren 1960, war Mitglied des Schweizer Leichtathletik-Nationalkaders. Er hat Mikrobiologie studiert und war 14 Jahre lang beim Wissenschaftsmagazin des Schweizer Fernsehens als Redakteur, Moderator und Redaktionsleiter tätig. Heute arbeitet er als Journalist und ist Studienleiter für Wissenschaftsjournalismus an der Schweizer Journalistenschule. Nach populärwissenschaftlichen Sachbüchern legte Beat Glogger mit «Xenesis» (rororo 23613) seinen ersten Roman vor, der von der Akademie der Naturwissenschaften Schweiz SCNAT 2004 mit dem Medienpreis ausgezeichnet wurde und für den Descartes-Preis der EU nominiert war. Die Presse urteilte:

«Es ist die Kombination von detailreichem Faktenwissen und rasanter Handlung, die an diesem Buch fasziniert.» (Neue Zürcher Zeitung)

«Glogger kann ohne weiteres in die Bibliothek zwischen Preston und Crichton eingereiht werden.» (ETH Life)

In seinem neuen rasanten Thriller entwirft der Autor ein unheimliches Szenario von einer Welt, in der an der genetischen Verbesserung des Menschen experimentiert wird. Dabei entsprechen die medizinischen Fakten und Zusammenhänge dem aktuellen Stand der Wissenschaft.

Hintergrundinformationen und Aktuelles zum Buch unter www.lauf-um-mein-leben.ch

Beat Glogger

Lauf um mein Leben

Thriller

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, August 2008

Copyright © 2008 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke /

Cordula Schmidt

(Foto: getty © Mike Powell, John Foxx)

Satz Minion PostScript (InDesign)

bei KCS GmbH, Buchholz bei Hamburg

Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 499 24835 1

Prolog

Das ausgebleichene blaue Sportshirt war ihm ein paar Nummern zu groß, doch Jesse trug es mit offenkundigem Stolz. Schließlich besaß nicht jeder ein Originaltrikot der New York Giants. Auch seine Laufschuhe waren ziemlich abgenutzt, was den dunkelhäutigen Jungen aber nicht daran hinderte, sich selbstbewusst unter all die modisch gekleideten Jogger zu mischen, die im Central Park ihre Runden drehten.

Der warme Sonntagnachmittag hatte unzählige Menschen in den Park gelockt. Mütter mit Kinderwagen, Jugendliche, die auf Kickboards durch die Gegend flitzten oder Fußball spielten, Männer und Frauen, die unter den hohen Bäumen Tai-Chi-Übungen machten oder einfach auf einer Bank im Schatten saßen.

Jesse ließ den großen Weiher hinter sich und nahm den Weg, der langsam anstieg. Vor ihm tauchte eine Gruppe Touristen auf: ältere Damen und Herren in beigefarbener Freizeitbekleidung und Gesundheitsschuhen, alle behängt mit den bunten Taschen ihres Reiseveranstalters. Sie schossen Fotos und hantierten mit ihren Videokameras herum.

Ihnen entgegen rollte ein Skater lässig den Hügel herunter. Seine schwarzen Augen beobachteten die Touristen aufmerksam. Plötzlich beschleunigte der Junge sein Board, fuhr ein paar waghalsige Kurven und ruderte wild mit den Armen.

«Achtung!»

Die Touristen stoben auseinander.

«Aus dem Weg!», brüllte der Skater und hielt direkt auf eine füllige Dame zu, die sich hysterisch kreischend in Sicherheit zu bringen versuchte. Doch die Kollision war nicht mehr zu vermeiden. In hohem Bogen flog ihr Strohhut davon, und die Frau fiel – in die starken Armen des Skaters.

«Entschuldigung», stammelte er. «Ich bitte vielmals um Entschuldigung. Madam.»

Dann führte er die vor Schreck am ganzen Körper zitternde Frau zur nächsten Parkbank.

«Ihr Hut!», rief er plötzlich und lief los, um die zerbeulte Kopfbedeckung zu holen, die weiter unten auf dem Fußweg lag. Doch er hatte den Hut noch nicht erreicht, da kam schon Jesse herangetrabt und bückte sich im Laufen nach ihm.

«Hier!», rief Jesse und drückte Buzz den Hut in die Hand.

«Danke», grinste Buzz.

Er brachte den Hut der Frau zurück, die inzwischen von der aufgeschreckten Touristenschar umringt war. Ohne sich umzudrehen lief Jesse weiter. Dass vom Hut verdeckt auch ein Gegenstand von Buzz zu Jesse gewechselt hatte, war niemandem aufgefallen.

Jesse verließ den geteerten Weg, durchquerte den menschenleeren Conservatory Garden und lief Richtung Norden. Weiter vorne saß ein Mädchen lesend auf einer Bank. Sie trug ein weißes Kleid, Kniestrümpfe und Lackschuhe. Die große Tasche, die sie neben sich stehen hatte, war weit geöffnet.

Kaum merklich verlangsamte Jesse sein Tempo. Der Gegenstand, den er jetzt aus der Hand gleiten ließ, fiel direkt in die Tasche des Mädchens.

Lizz klappte das Buch zu, hängte sich die Tasche um und verließ den Park. Bis zum Auto war es nicht weit.

Der dunkelblaue Chrysler, den sie in der Park Avenue geparkt hatten, war ein unauffälliges Mittelklassemodell. Dass der Farbton der Motorhaube nicht exakt dem des übrigen Wagens entsprach und eine handtellergroße Stelle am linken, vorderen Kotflügel wenig fachmännisch ausgebessert worden war, fiel nicht weiter auf. Lizz ging langsam am Chrysler entlang, griff in ihre Tasche und warf die Digitalkamera durch das halboffene Seitenfenster in den Wagen.

Kurz darauf saß das Mädchen im weißen Kleid wieder le-

send auf der Bank im Central Park. Der Halbwüchsige auf dem Skateboard rollte wieder lässig den Hügel hinunter. Und der Junge mit dem ausgebleichenen, viel zu großen Trikot der New York Giants joggte wieder am Weiher entlang.

«Halt!» Ein Polizist stellte sich Jesse in den Weg.

Doch Jesse reagierte blitzschnell. Er ließ sich zu Boden fallen, rollte zur Seite, sprang wieder auf und rannte in der entgegengesetzten Richtung davon.

«Stehen bleiben!», schrie der Polizist und setzte ihm nach.

Jesse lief aus dem Park und mitten in den Duke Ellington Circle. Mit ein paar riskanten Sprüngen erreichte er die andere Straßenseite. Dann sprintete er auf einen der grauen Wohnblocks zu. Hier hatte er alle möglichen Fluchtwege ausgekundschaftet. Hastig stieß er die gläserne Tür zur Eingangshalle auf, nahm die erste Tür rechts: Kellerräume. Er rannte den Korridor entlang. Dann wieder eine Tür rechts: die Waschküche. Und gelangte zu einem weiteren Korridor. Schwer atmend lief er zur Tür am Ende des Gangs. Er trat ins Freie.

Weit und breit kein Bulle mehr.

Jesse lächelte.

Es blieb ihm jetzt eine halbe Stunde, um sich mit den anderen beim Wagen in der Park Avenue zu treffen. Sie hatten gesehen, dass er in Schwierigkeiten geraten war. Kein Grund zur Panik, doch es bedeutete den Abbruch der Aktion.

Jesse hatte zwei Möglichkeiten, zum Wagen zu gelangen. Entweder er nahm die Madison Avenue nach Süden bis zur 108th Street, oder er lief schon hier oben in die Park Avenue rüber und dann Richtung Süden bis zum Treffpunkt. Für die Madison sprach, dass es zahlreiche Geschäfte und Fußgänger gab, die Schutz boten. In der Park Avenue sah man Gefahren allerdings schon von weitem und konnte im Schatten der Hochbahntrasse laufen.

Jesse entschied sich für die Park Avenue.

Über seinen Kopf hinweg donnerte ein Zug. Sieben Wagen zählte er: die Linie in die Bronx. Mit der hätte er nach Hause fahren können. Doch es war abgemacht, dass alle zusammen im Auto zurückfahren. Abgesehen davon hatte er auch gar kein Geld für die Fahrt.

Als der Lärm des Zugs verebbte, hörte Jesse die jaulende Sirene. Bullen!

Jesse versuchte cool zu bleiben, so zu tun, als gingen sie ihm am Arsch vorbei. Aber seine Beine rannten einfach los.

Er lief auf die andere Seite der Straße. Doch er konnte die Cops nicht abschütteln; die Bullen schmierten einen U-Turn auf den heißen Asphalt.

Jesse nahm die 108th Street ostwärts. Wohnblocks, Hinterhöfe, Keller. Dort konnte er untertauchen.

Dicht hinter ihm heulte die Sirene.

Er lief, so schnell er konnte. Sein Herz raste, der Kopf dröhnte, die Lungen schmerzten. Er musste sofort weg von dieser Straße.

Plötzlich verstummte die Sirene.

Aber das war noch gefährlicher, als sie dicht hinter sich zu hören: Das bedeutet, sie wollten mit ihm spielen. Wollten ihn hetzen. Wollten sich nicht mit ihm abmühen. Mit einem kleinen Dieb, einem kleinen schwarzen Jungen aus der Bronx, auf den niemand zu Hause wartete. Der vielleicht nicht mal ein Zuhause hatte. Warum auch sollten sie ihn verhaften, verhören, anzeigen? Nur um ihn dann wieder laufen lassen zu müssen, weil er noch ein Kind war? Und um ihn ein paar Tage später wieder aufzugreifen?

Viel lieber wollten sie etwas Spaß haben. Eine nette, kleine Jagd, dann ein Unfall. Ein bedauerlicher Unfall in einer abgelegenen Straße. Eine Kollision zwischen einem flüchtenden Kind und einem schleudernden Streifenwagen.

Das Kind würde noch am Unfallort sterben.

Panik packte Jesse.

Aber sie lähmte ihn nicht.

Sie trieb ihn an.

Er gab, was er konnte.

Er lief jetzt um sein Leben.

Doch er lief für sein Leben gern.

Rechts! Eine blaue Metalltür! Nur angelehnt! Das Tor zu einem Hinterhof. Jesse stoppte abrupt und schlüpfte hinein.

Der Streifenwagen raste vorbei.

Jesse preschte auf den Eingang eines Backsteinbaus zu.

Er drückte die rostige Türklinke.

Zugesperrt.

Er hörte, wie die Bullenkarre bremste und mit heulendem Motor zurücksetzte.

Die Metalltür schlug auf. Sie waren im Hof.

«Stehen bleiben, Polizei!»

Mit zwei, drei Sprüngen war Jesse bei der nächsten Tür.

Sie ging auf.

Ein Keller.

Jesse hastete durch die Dunkelheit, blind darauf vertrauend, dass in dieser Gegend jeder Keller zwei Türen hatte.

«Stehen bleiben, oder wir schießen!»

Er hetzte weiter, wand sich vorbei an Motorrädern, Bikes und Gartenmöbeln. Als er am Ende des Kellers die Tür aufriss und Licht in den Keller drang, krachte es.

Dicht neben seinem Kopf schlug eine Kugel in die Wand. Glas splitterte. Verputz stob ihm ins Gesicht.

Das nächste Projektil bohrte sich in das Holz der Tür.

Doch Jesse war schon draußen.

Und stand vor einem hohen Gitter.

Shit!

Aus dem Keller drang Lärm: Fahrräder fielen zu Boden. Ein Polizist fluchte laut.

Jesse sah sich im Hof um. Das Gitter war zu hoch, und

darunter kein Platz, um hindurchzuschlüpfen. Auf die Straße kam er also nicht. Aber weiter hinten gab es noch ein paar Türen.

Er lief zur nächstgelegenen. Zugesperrt.

Eine zweite: abgeschlossen.

Die dritte ging auf.

Jesse raste durch einen schummrigen Korridor, bog um eine Ecke, drückte eine schwere Stahltür auf. Fehlanzeige: Heizungsraum.

Eine weitere Tür. Er riss sie auf – und stand im gleißenden Sonnenlicht. Vor sich eine Straße, Verkehr, Fußgänger. Jesse tauchte in der Menge unter, ging ein Stück im Zickzack. Dann verschwand er in einem Hauseingang und gönnte sich endlich eine Pause.

Er stand mit dem Rücken gegen die Tür gelehnt und lauschte angestrengt. Sein Kopf wollte explodieren, seine Lungen gierten nach Luft, die Muskeln brannten wie in einem Säurebad. Keinen Meter weiter hätte er jetzt noch rennen können. Er hatte alles aus sich herausgeholt, war ausgequetscht wie ein Schwamm – und fühlte sich trotzdem großartig.

Er hatte sie abgehängt.

Er war wieder einmal seinem Ruf gerecht geworden.

Er war der Schnellste.

Etwas später, an der Stelle, an der zuvor der Chrysler gestanden hatte, startete Jesse wütend auf das leere Parkfeld. Er wusste, dass es so abgemacht war: Wenn einer es innerhalb der halben Stunde nicht schaffte, setzten sich die anderen mit der Beute ab.

Trotzdem!

Er trat nach einer leeren Cola-Dose, die scheppernd über die Fahrbahn schlitterte. Tränen schossen in seine Augen.

Als Jesse in seine Straße einbog, war es bereits dunkel.

«Brauchst du was?», fragte ihn ein Typ mit schmutziger Rastakappe und blutunterlaufenen Augen.

Jesse ignorierte ihn.

«He, Kleiner. Für dich ganz billig!»

«Leck mich am Arsch!» Jesse verdrückte sich in einen Haus-
eingang, der vom Boden bis zur Decke mit Graffiti vollge-
schmiert war. Im Treppenhaus stank es nach Erbrochenem
und Urin – er war zu Hause.

Er stieg die ausgetretenen Stufen hoch. In der ersten Etage
drang Musik und Kindergeschrei durch eine Tür. Weiter oben
hörte er eine Frau weinen. Und einen Mann fluchen.

Im fünften Stock war es still. Und dunkel.

Die Wohnungstür stand offen.

«Hallo?»

Keine Antwort.

Jesse knipste das Licht an. Vom engen Korridor ging es
links in die Küche, geradeaus ins Schlafzimmer, rechts zur
Toilette. Jesse ging pinkeln.

Jemand hustete.

Jesse betätigte die Spülung und trat in den Korridor.

Durch die Milchglasscheibe in der Küchentür sah er ein
bläulich flackerndes Licht.

Der Fernseher lief ohne Ton.

Am Küchentisch saß eine Frau. Das Haar zerzaust, den
hohlen Blick starr auf die Flimmerkiste geheftet, in der eine
Gameshow lief.

«Mom!»

Wie in Zeitlupe drehte die Frau ihr Gesicht zu Jesse, ließ die
Plastiktüte sinken, die sie sich vor Mund und Nase gehalten
hatte, und krächzte etwas. Ihre wässrigen Augen sahen durch
Jesse hindurch. Sie war in einer anderen Welt. Einer Welt, die
sie sich aus der Plastiktüte ins Gehirn sog.

Es hatte keinen Zweck.

Jesse wandte sich zum Kühlschrank. Er hatte den ganzen Tag nichts gegessen. Er fand vier Eier, die ganz okay aussahen. Er rückte die Bratpfanne auf den Herd, wartete, bis sie heiß war, und schlug die Eier hinein.

Er sah zu, wie das Eiklar sich langsam trübte. In der Pfanne brutzelte es leise. Über das Haus donnerte die Abendwelle vom La-Guardia-Flughafen. Dann waren auf der Treppe schwere Schritte zu hören.

«Hi, Dad», sagte Jesse erfreut, als sich die Tür öffnete.

«Hi, Jesse.» Mit seinem breiten dunklen Gesicht blickte ihn sein Dad freundlich an. Er war groß und stark, so wie Jesse auch einmal werden wollte.

Dad strich ihm übers Haar. Er roch nach Metall und Öl. Manchmal roch er nach frischem Beton oder Teer, wenn er von der Arbeit nach Hause kam. Manchmal auch nach Abfall. Er ging jeden Morgen um fünf zur Arbeitsvermittlung hinter dem alten Schlachthof. Oft auch sonntags. Und oftmals vergebens.

Dad warf einen Blick in die Bratpfanne. «Guter Junge.»

Dann sah er zu seiner Frau hinüber, die beide Ellbogen auf den Tisch gestützt und das Gesicht in den Händen verborgen hatte. Sie rührte sich nicht.

Das waren Momente, in denen Freundlichkeit und Wärme aus Dads Gesicht verschwanden. Momente, in denen Jesse wusste, sein Dad verdiente Besseres.

Jesse nahm die Pfanne vom Herd. «Möchtest du?»

«Gern», sagte Dad und strich ihm abermals über den Kopf.

«Wie viel?», stieß plötzlich die Mutter hervor, ohne die Hände vom Gesicht zu nehmen.

Dad warf einen flüchtigen Blick auf sie und stellte drei verschieden farbige Teller mit abgeschlagenen Rändern auf den Tisch. «Isst du auch?», fragte er seine Frau.

Jesse teilte das Rührei auf.

«Wie viel?», krächzte die Mutter wieder. «Wie viel du bringst, will ich wissen.»

Bevor Dad antwortete, platzierte er sorgfältig die Gabel auf den Tellerrand. «So viel ich an einem Tag verdienen kann: achtzig Dollar.»

«Achtzig!», höhnte sie.

«Immerhin.» Dad blieb beherrscht. «An-der-Tüte-Hängen bringt gar nichts.»

«Scheißkerl.»

«Immerhin ist der Scheißkerl gut genug, um die Kohle ranzuschaufeln», sagte Dad so leise, als rede er zu sich selbst.

Die Mutter spuckte auf den Tisch.

«Okay», sagte Dad ganz ruhig. «Wenn du auf mein Geld spuckst, muss ich dir ja keines mehr geben.»

«Du weißt genau», presste sie hervor, «ich bin krank.»

«Wenn das Geld nicht immer für dein Gift draufginge, hätten wir wenigstens was zu futtern, wenn ich nach Hause komme», sagte Dad. «Jesse hat für mich gekocht.»

«Scheiß-Jesse! Scheiß-Kerl! Scheiß-Geld!» Sie kotzte die Worte förmlich aus sich heraus. «Verreckt doch daran!»

«Du weißt ja nicht, was du redest», sagte Dad und drehte sich zu Jesse um.

«Und? Was hast du heute getrieben?»

Jesse druckste herum. «War im Central Park.»

«Junge!» Dad sah ihn an und schüttelte langsam den Kopf. «Ich habe dir doch gesagt, du sollst das lassen.»

«Du hast gesagt, wir brauchen Geld», erwiderte Jesse trotzig.

«Aber nicht so.»

«Jeden Dollar, hast du gesagt.»

«Ich will nicht, dass du krumme Dinger drehst.»

Jesse murrte.

«Schau mich an.»

Widerwillig wandte Jesse ihm den Kopf zu.

«Junge, ich tue alles, damit wir aus diesem Loch hier rauskommen. Aber ich will nicht, dass du kriminell wirst. Verstanden?»

«Aber ...»

«Kein Aber», unterbrach Dad und lächelte Jesse aufmunternd zu. «Ich verspreche es dir: Wir schaffen es.»

Jesse erwiderte sein Lächeln tapfer.

«Fast hätte ich es vergessen», sagte Dad. «Ich habe ein frisches Brot mitgebracht.»

Er ging zu seiner schäbigen Tasche, die er beim Eintreten an den Türgriff gehängt hatte.

Als er seiner Frau den Rücken zudrehte, riss diese die Tischschublade auf. Plötzlich hielt sie eine Pistole in der Hand.

Dad blieb ruhig. «Leg das Ding weg, Jane.»

Mit dem Brot in der Hand trat er an den Tisch. «Magst du eine Scheibe?»

Jesse würgte und starrte auf die Pistole.

«Keine Bange», sagte Dad. «Die ist nicht geladen.» Er schnitt das Brot auf, wie er es immer tat. Aber Jesse sah, dass seine Hand zitterte.

«Jane, möchtest du nicht eine Scheibe Brot mit uns essen?»

Die Mutter erhob sich schwankend und zielte auf Dads Kopf. «Her mit dem Zaster!»

«Nein!» schrie Jesse.

«Die Knarre ist nicht geladen», sagte Dad. «Leg sie weg. Wir kennen das Spiel.»

Die Mutter sagte nichts, sah Dad nur mit ausdruckslosen Junkie-Augen an.

Jesse hatte Angst.

Er wollte seinem Dad helfen.

Er wollte ihm so sehr helfen. Aber er stand nur langsam auf und ging in seine Ecke mit dem alten Sofa. An einer altersblinden Chromstahlstange hing ein vergilbter Vorhang.

Diesen Vorhang zog Jesse jeden Abend zu, wenn er schlafen ging. Er zog ihn auch zu, wenn er die Welt ausschließen wollte. Er zog ihn zu, wenn Dad und Mum sich stritten.

Er zog ihn oft zu.